

Parsifal

Autor(en): **Mensendieck, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **15.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749629>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

PARSIFAL

Wagner hat gehofft, durch seine Werke eine Regeneration der Menschheit heraufzuführen. Dürfen wir behaupten, dass wenigstens der Anfang dieser Wiedergeburt zu spüren ist? Eine vorurteilsfreie Beurteilung der Wirkung der Wagnerschen Kunst muss diese Frage bisher mit einem entschiedenen Nein beantworten. Noch immer dürfte der Meister dieselbe Klage wie zu seinen Lebzeiten erheben, dass sein Erfolg beim Publikum auf einem Missverständnis beruhe. Denn das, was meist in Wagner gefunden wird, ist nicht das, was er geben wollte. Man schwärmt für seine Musik und ahnt oft nicht einmal, dass sie, losgelöst von der sie begleitenden Sprache und mimischen Bewegung und dem durch Wort, Ton und Gebärde wiedergegebenen Gedanken, gerade das Gegenteil von ihrem eigentlichen Zweck bewirkt, nämlich Rausch statt neuer Kraft. Das ist sehr zu beklagen. Wir verlieren dadurch Werte, die wir gerade in unserer schnell lebenden Zeit für die Erhaltung und Entwicklung des „Herzensmenschen“ in uns nicht entbehren können. Es geht Manchem wie dem „tumben“ Parsifal. Die Ritter singen von Glauben und Erlösung, Amfortas klagt in höchster Not, der Gral leuchtet, aber er leuchtet nicht für ihn. Er sieht und hört und steht staunend da, aber es ist ihm nicht ein eigenes, inneres Erlebnis, weil er nicht weiß, was das alles ihm bedeute. Darum wird der tumbe Parsifal hinausgewiesen, und die Tore der Gralsburg schlagen hinter ihm zu. Er hat die Gelegenheit, zu fühlen, was er soll und was auf ihn wartet, versäumt. Und doch ist er gerade derjenige, der berufen ist, den verlorenen heiligen Speer zurückzugewinnen, das verratene Heiligtum aus schuldbefleckten Händen zu befreien und damit zugleich Kundry, der Unseligen, der Erlöser zu werden, den sie sucht von Welt zu Welt.

Parsifal und Kundry gehen durch eine schmerzliche, aber notwendige Entwicklung. Sie suchen ihre Lebenserfüllung lange Zeit dort, wo sie ihnen nie und nimmer zuteil werden kann. Sie in einer Liebe, von der sie selbst fühlt, dass sie ihr nicht gibt, was sie eigentlich will. Er im Kampf gegen diese Liebe, weil er nicht sieht, welche tiefe Sehnsucht in ihr zum Lichte drängt und

welche Aufgabe ihn in ihr erwartet. Irrende sind beide, und doch sind beide auf dem rechten Weg. In ihrem Begehren und Widerstreben liegt auch schon ihr höheres und bestes Wollen.

Die Dichtung Parsifal wurde von Wagner 1877 vollendet, die Partitur 1882, aber schon etwa dreißig Jahre vorher stieg in ihm in einer entscheidenden Entwicklungsperiode seines Lebens zum ersten Mal die Ahnung von der Bedeutung des Grals auf, zu gleicher Zeit, als er den Ring des Nibelungen skizzierte. Das ist sehr bemerkenswert. Glaubte er doch damals in der Bearbeitung der Nibelungensage seine optimistische Weltanschauung zum Ausdruck zu bringen. Man begreift also nicht recht, was neben dem Hort der Gral noch zu leisten haben sollte, wenn man nicht annehmen will, Wagner habe damals schon gespürt, dass dieser vermeintliche Optimismus in Anlehnung an eine Feuerbachsche hellenistische Glückseligkeitslehre nicht den tiefsten Ton seiner Seele schwingen ließ. Und so war es auch. Denn einige Jahre später erfuhr Wagner durch die Bekanntschaft mit Schopenhauers Schriften zu seinem eigenen Erstaunen, dass ihm dessen Pessimismus, den er theoretisch immer noch ablehnen wollte, durch seine poetischen Konzeptionen aus dem eigenen Nibelungengedicht längst vertraut sei. Jetzt erst verstand er seinen Wotan. Daher also die Ahnung, dass Siegfried und Hort nicht der Weisheit letzter Schluss seien, dass ihnen vielmehr eine Seite des Lebens noch fehle, und zwar diejenige, auf die Wagner letzten Endes hinaus wollte: die Bedeutung der wirksamen, schaffenden Persönlichkeit. Was im Ring zur Darstellung gekommen war, war ja gar nicht die Welt des wohlgeordneten, die Menschheit beglückenden Kosmos, in dem Siegfried und Brunhilde nach kurzen Leiden als „Allvaters freie Genossen zu ewiger Wonne vereint“ werden, wie es ursprünglich heißen sollte, war vielmehr die Welt des Wahns und des Begehrens, daher der ständigen Qual und Enttäuschung, von der der Mensch sich befreien sollte durch völligen Verzicht, durch Verneinung des Willens zum Leben, um zur Ruhe zu kommen.

Das war Wagners Sehnsucht damals. Den früheren optimistischen Glauben konnte er trotz höchster Anstrengung nicht mehr aufrecht halten. Die bittersten Erfahrungen aller Art führten ihn unwiderstehlich zu einer andern Lebensansicht: nicht Minne,

sondern der Fluch der Lust durch den Ring, den die Unterirdischen geschmiedet, beherrscht die Welt. Zum zweiten Mal taucht jetzt, aber deutlicher, die mit dem Gral verbundene Hoffnung auf.

Die Komposition des Siegfried wurde bekanntlich zirka zwölf Jahre unterbrochen; dort, wo Siegfried zum Walkürenstein zieht, um Brünhilde zu erwecken, musste Wagner lange Zeit die musikalische Gestaltung der Dichtung aufgeben. Sie gelang ihm nicht. Hier versagte sich ihm die Musik, die Sprache des Herzens. Die herrliche Siegfried-Brünhilden Liebe, wie konnte sie zum Ausdruck kommen in seiner Kunst, die nach seinen Worten die Erfüllung des Verlangens ist, sich selbst in den Erscheinungen der Außenwelt wiederzufinden! Die leidenschaftliche Liebe „des leuchtenden Tages“ war ihm nicht zu Teil geworden. Er konnte sie also nicht „wiederfinden“. Sie war nur eine heiße Sehnsucht, nie erfüllt, die Quelle aller Bitternis, und schien die böse Zauberin zu sein, die immer wieder zum Glauben an die trügende Erscheinungswelt verführt. Nicht ein „siegendes Licht“ wie Siegfried war sich Wagner damals in ihr. Seine Liebe war ihm eine düstere, verzehrende Glut, wenn auch heiß begehrt als „schönster aller Träume“. Es war die des jetzt gedichteten und komponierten Tristan, der in verzweifelterm Liebesleiden auf dem Sterbette liegt. Und zu ihm sollte, so war es Wagners Absicht, der nach dem Gral suchende Parsifal einkehren.

Wie der Gral zugleich mit dem Ring, so taucht also Parsifal zugleich mit dem Tristan auf, als Ergänzung, als Höherführung des Willens. „Das *Streben* nach dem Gral vertritt das Ringen nach dem Nibelungenhort“ lautet Wagners Erläuterung, und an die Stelle des Liebestodes durch Begehren tritt die Erlösung durch Entsagung, einstweilen immer noch in der Bedeutung des absoluten Lebensverzichts, worin Wagner durch die indische Philosophie der buddhistischen Religion zeitweilig bestärkt wurde, wobei sein rastlos sich entwickelnder Geist aber nicht definitiv stehen bleiben konnte. Die Wotanswelt, die statt Minne Gold wählt, statt Lebensinhalt Lebensgenuss, war in der Götterdämmerung der Vernichtung preisgegeben, Brünhilde gibt den Ring, das Symbol alles fluchbeladenen Sehnsens zurück, der Verzicht auf die sinnliche Begehrlichkeit ist geleistet. Eine andere, bessere

Form des Entsagens gibt es nicht, die nun noch durch Parsifal dargestellt werden müsste. Der Weg ist frei, nach Wagners Absicht, für ein neues *Streben*. Wonach? Wagners Seele kannte nur ein Streben: nach Liebe! Was sie *nicht* sein soll, dies innere Erlebnis war im Ring und im Tristan dargestellt: eigensüchtige Triebbefriedigung. Sie stirbt den Liebestod. Ihre höhere Bestimmung gibt Wagner in Harmonie mit dem eigenen Erleben in den Meistersingern und zeigt dort, einige Jahre nach dem Tristan, wie Hans Sachs es macht, dass er „den *Wahn* fein lenken mag, ein *edles Werk* zu tun“. Das war der Anfang zur Verneinung der Verneinung im Parsifal.

Als Wagner nach fast zwölfjähriger Pause die Komposition des Siegfried in Triebtschen wieder aufnahm und zu Ende führte und in der unvergleichlichen Musik der jubelnden Liebe Ausdruck verlieh, da hatte er sie selbst kennen gelernt. Der Ring behält trotzdem seinen Charakter als Tragödie. „Selig in Lust und Leid lässt die Liebe nur sein!“ Diese Worte der Dichtung werden nicht komponiert. Denn diese hohe Bestimmung kommt der Minne in Wotans Welt nicht zu. Aber wer den mit dem Ring verbundenen Fluch des Begehrens in sich nachempfinden kann und entsagt, der findet im Gral den höheren Sinn der Liebe. Was in allem Irrtum als notwendiger Durchgang längst geahnt war, die Ergänzung, Fortsetzung und Vollendung des Ringens nach dem Hort durch den Gral, jetzt tritt es in die Erscheinung, nachdem es in *wahrer* Liebe zum eigenen Erlebnis geworden war, und wird in seiner ganzen Entwicklung vom Anfang bis zum schließlich siegreich errungenen Ziel als Weg des Menschen und der Menschheit im Bühnenweihfestspiel Parsifal dargestellt, im Werk des Siegers.

Drei zieht es zum Gral: Klingsor, Amfortas und Parsifal, die selben drei sind Kundrys Schicksal, sind mit Kundry durch gegenseitige Schicksalsbestimmung verbunden. Dem Zauberer Klingsor ist sie die Verführerin, bei dem leidenden Amfortas die verzweifelte Dienerin, bei dem erlösten Parsifal die liebende Gefährtin. Klingsor wollte, trotz des sündhaften Wesens, das ihn ganz offenbar in Gegensatz stellt zu den Rittern der Gralsburg, denen eine reinere Lebensführung schon zur bewussten Willenstendenz geworden ist, ohne vorausgegangene innere Überwindung sofort „heilig“ werden,

einen Vollkommenheitszustand erreichen, in dem der Kampf mit den widerstreitenden Trieben ohne weiteres aufgehoben ist. Er entmannte sich selbst. Ein uralter Irrtum, der hier von Wagner aus vertiefter Seelenerkenntnis verwandt wird, um zu zeigen, wie ein Klingsor durch diese Vergewaltigung seines Wesens gerade in das Gegenteil von dem getrieben wird, was er gehofft hatte. Er hatte seiner Natur die gottgewollte Entwicklung und Bestimmung, aus sich heraus über sich selbst hinauszuwachsen, abgeschnitten. Von der Leitung durch den bewussten Willen getrennt, ging sie nun ihre eigenen, ganz und gar sinnlichen Wege. Klingsor, der ein Heiliger des Himmels zu werden beabsichtigte, wird zum gefährlichsten Feinde des Grals, zur Personifizierung der Verführung zur fleischlichen Lust, der in seinem Zauberschloss „selbst Heilige“ zum Opfer fallen.

Amfortas, der König der Gralsburg, zieht aus, ihn zu bekämpfen. Auf dem Wege dahin wird er durch seine sinnliche Begehrlichkeit verführt, und während er in den Armen des schönen Weibes liegt, stürmt Klingsor herbei. „Ein Todesschrei!“ — Der Speer, das Symbol seiner höchsten und heiligsten Aufgabe, den Gral zu hüten, ward dem Amfortas entrissen und traf ihn mit unheilbarer Wunde. Wie konnte das Amfortas geschehen? Er ist doch Sohn und Nachfolger des Titurel, des Gründers der Gralsburg und der heiligen Zeremonie, als Ausdruck des eigenen Willens, die mit dem Symbol der Erlösung verbundene Überwindung der sinnlichen Persönlichkeit selbst zu üben. Aber was in dieser Bedeutung von Amfortas hätte angeeignet, gepflegt und entwickelt werden können, wurde von ihm nur äußerlich als schöne Pose dargestellt, so dass es die inneren Triebe nicht mehr leitete. So wird ihm gerade der heilige Speer zum Verderben; er empfängt durch ihn die Wunde, die nie sich schließen will. Nun seufzt und stöhnt er unter dem heiligen Gut, das ihm anvertraut ist. Er fühlt sich zu seinem Amt verdammt, sieht in sich den schlimmsten Sünder unter allen, weil er gerade dort versagte, wo allein ein Sieg erfochten werden sollte. Er meinte nur einfach als gekröntes Haupt der Gralsritterschaft zum Streit ausziehen zu können. Er fühlte nicht, dass nicht Klingsor, sondern dass in ihm selbst etwas zu überwinden sei. So stürzt er sich in den Kampf mit dem andern und unterliegt in der eigenen Seele. Zwar entsteht durch

diese Todeswunde in ihm die Ahnung der einzig möglichen Heilung, nämlich durch den reinen Tor, der *durch Mitleid* wissend wurde, der die Erkenntnis von Gut und Böse nicht mit dem Verlust der Unschuld erkaufte hat, sondern in dem sie erwuchs durch das Miterleben des Leidens der Menschheit. Aber mehr und mehr entschwindet diese Hoffnung, denn „das heiße Sündenblut entquillt ewig erneut aus des Sehns Quelle“; möchte der Tod ihm Erlösung bringen von der nie endenden Qual.

War des Amfortas Sehnsucht nur auf das schöne Weib gerichtet, hatte sie im Grunde nicht ein anderes Ziel? Warum fand Amfortas es nicht?

Noch ein anderer Mensch der Gralsburg lebt in der großen Sehnsucht, scheinbar ohne Ziel: Kundry. In rastlosem Dienen hat sie versucht, sich Ersatz zu schaffen für die unerfüllt gebliebenen Wünsche ihrer Seele. Aber das genügt weder ihr noch andern. Die sehen in ihr doch nur das unheimliche Zauberweib, die Verfehlmte, ein wildes Tier, und sich selbst ist sie nur die zwecklos Schaffende, die nie und niemandem hilft, und bisweilen von innerem Zwang fortgetrieben wird von der heiligen Stätte, wenn der Hunger in ihr zu groß wird und zugleich mit der Sehnsucht der Glaube an den Erlösenden in ihr erwacht. Doch immer wieder erlebt sie die gleiche, furchtbare Enttäuschung. Denn keiner weiß ja, wen sie sucht, wessen Bild sie treibt und lockt aus schier unerreichbarer Ferne. Einst sah sie Ihn! Auf seinem Kreuzesweg, als er hinging sich zu opfern, damit der neue Mensch erstehe und lebe. Da traf sie sein Blick und etwas sprang in ihr auf, das sie tief erschauern ließ, eine erschütternd große, selige Ahnung ihrer höchsten Wesensbestimmung. Aber — sie lachte, lachte blöd und höhnisch. Sie gab der neuen Hoffnung, die ihr zum erstenmal einen Blick in eine höhere Welt öffnete, nicht Raum in sich; auch in ihm sah sie nur einen Mann. — Und dann war er vorübergegangen! — Nun sucht sie ihn von Welt zu Welt, bisweilen meint sie ihn wiedergefunden zu haben, schon ruht sein Blick auf ihr, und um ihn festzuhalten, drängt sie sich an ihn mit ihrer ganzen leidenschaftlichen Frauenliebe, mit all den anziehenden Eigenschaften, die die Natur ihr gab, damit sie endlich die Erfüllung ihrer tiefsten Sehnsucht fände — aber wieder sinkt ihr ein Sünder in die Arme! So scheint ihr Sehnen ihr Fluch

zu sein; keiner gibt ihr, wonach sie so brennend verlangt, denn „schwach sind sie alle“; auch Amfortas konnte ihr nicht widerstehen, als ihre körperliche Schönheit ihn reizte. Nur der, der ihr nicht gibt, was sie zu wünschen scheint, könnte sie erlösen!

In diese Welt, in der der Wunsch „heilig“ zu sein, zum bösen Zauberer werden lässt, in der aus der Liebe nie endende Qual entsteht, die nach dem Tod als dem einzigen Erlöser schreit, in der das Sehnen nach ihm als Fluch gefühlt wird, tritt Parsifal ein, wild, ungebärdig, ein reiner Tor, der ohne Wissen von Gut und Böse ganz unwillkürlich sich treiben lässt, wohin der Reiz der Welt ihn zieht, ganz ohne Verständnis für die Heiligkeit des Grals und die Wunde des Amfortas; ganz naiv auch den Verführungen der schönen Mädchen gegenüber, die ihn in Klingsors Garten umschmeicheln. Dort ruft ihn Kundry. Sie lockt ihn, wie ihr Wesen es ihr vorschreibt, nicht um ihn zu verführen, sondern um durch ihn zu bekommen, wonach sie sich sehnt, lockt ihn mit allem, was den Mann zum Weibe zieht, mit zarter Liebe und glühender Leidenschaft, mit Verständnis für seine Schmerzen und mit dem Glauben an den Helden und Erlöser in ihm, der berufen sei, sie, die Unglückliche, endlich von langen, hoffnungslosen Leiden zu befreien.

Bei alledem, je glühender sie wirbt und in ihm selbst die Begier erweckt, brennt in Parsifal schließlich nur noch eins, ein Schmerz des Körpers und der Seele: Amfortas' Wunde. Er weiß jetzt, was sie bedeutet, fühlt in ihr die eine große Verfehlung der Menschheit, den eigentlichen Wahn und Irrtum: „In höchsten Heiles heißer Sucht nach der Verdammnis Quell zu schmachten!“ Der Mensch will Liebe. Unwiderstehlich zieht sie ihn, sie treibt ihn zum Höchsten und wird ihm zum Fluch. Um sich und ihr die Liebe nicht zum Fluch werden zu lassen, stößt Parsifal die Kundry von sich.

Eine gewaltige Entwicklung der Menschheit wiederholt sich in dieser Überwindung der sinnlichen Wünsche. Eine Erlösung vom Egoismus, der in der Verbindung mit dem Menschen nur sich selbst fühlt, nur das sieht, was der andre ihm sein soll. Da er jedoch hinter den Liebeswünschen der Kundry nur die sinnliche Begehrlichkeit, aber nicht hinter dieser das tiefere: „Sehnen, Sehnen“ sieht, so ist die Abwehr der Kundry und die Verneinung der

sinnlichen Wünsche nur die Vorbedingung der weiteren Entwicklung, die Hauptsache, die Wandlung der Wünsche, der „Torheit in Sinn“ fehlt noch durchaus.

Darum steht Parsifal jetzt, trotz der großen Tat der Überwindung, noch viel Leid bevor. Er wendet sich von Kundry und dem Gral, nicht so wie Amfortas es tut, der den Gral, der immer wieder den Willen zum Leben in ihm erweckt, nicht mehr sehen will; Amfortas möchte endgiltig durch Verzicht auf den Gral den Schluss des Lebens herbeiführen, um mit dem Leben seine Qual zu enden. Parsifal geht fort, in die Welt hinaus, die er glaubt durch Kampf und Streit überwinden zu müssen, und findet dort: „Des Irrs und der Leiden Pfade“. Lange, lange Zeit! — Schließlich kehrt er dahin zurück, wohin ihn einst unwillkürlich die Ahnung seiner Jugend gebracht, in's Gebiet des Gral. Dort erfährt er, wie das ganze Heiligtum zerfiel, seit Amfortas seines Amtes nicht mehr waltet und bricht in großem Schmerz in die Worte aus: „Und ich, ich bin's, der all dies Elend schuf!“ Der Tor ist durch Mitleid wissend geworden, nicht nur in dem Sinne, dass er der Menschheit Weh und Verfehlung im eigenen Busen fühlt, sondern jetzt in dem viel höheren: Die Menschheit leidet mit ihm in seiner eigenen und durch seine Schuld.

Er weiß, er war „zur Rettung auserkoren“, er hätte schon das erste Mal, als die Gottesklage um das verratene Heiligtum an sein Ohr schlug, helfen können. Statt dessen stürzte er hin zu „wilden Knabentaten“.

Diese erschütternde Erkenntnis möchte ihn fast vernichten, aber mit der vollständigen Verurteilung seines bisherigen Wesens ist er endlich frei geworden von selbstischen Wünschen. Er will nichts von sich für sich. Dieser Oberflächenwille ist gebrochen und öffnet dem tieferen Willen den Weg zum Licht. Wieder tritt Kundry zu ihm. Sie lockt ihn mit dienender Liebe, unter der er, der ganz Ermattete, die Augen aufschlägt. Jetzt haben sich die Beiden in dem gefunden, was bisher in allem Sehnen so verzerrt zum Ausdruck kam. Und als durch die Taufe, das Symbol der Wiedergeburt des innersten Menschen, aller Schuld Bekümmernis von ihm genommen ist, da kann er Kundry geben, was sie braucht: Den Glauben an den Erlöser.

Nun enthüllt sich ihm durch Gurnemanz das letzte Geheimnis im Mysterium des Lebens: Für die wahre Liebe ist der Karfreitag nicht ein Schmerzentag, denn am Karfreitag wurde der Menschheit durch den Opfertod Christi die Erlösung gebracht und zugleich das Vorbild der Nachfolge vollendet: „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen“; indem auf den der Welt der Erscheinungen zugewandten, begehrenden Willen als auf einen Irrtum verzichtet wird, kommt der wahre Wille erst zur Entfaltung. Aus dem Wahn entsteht das edlere Werk. Kundrys „Sehnen“ ist doch ihr bestes Teil gewesen. Es war ihr Fluch und wurde ihr Segen. Denn damit lockte sie Parsifal zur Erkenntnis des Bösen und des Guten, der nur begehrenden und der dienenden Liebe. Sie gehört zu ihm durch das, was sie ihm geworden ist. Darum geht Parsifal jetzt mit Kundry zur Gralsburg.

Parsifal ist des heiligsten Amtes würdig geworden, in erhobenen Händen für die Menschen das allerheiligste Symbol ihrer Sehnsucht und ihrer Erlösung leuchten zu lassen. Er ist nicht selbst der Erlöser, sondern nur der „erlöste Mensch“, zu dem die andern freudig aufblicken; denn er zeigt ihnen, wer die Erlösung für sich gewinnt: Nicht ein Klingsor, der scheinbar in hehrstem Bestreben die Natur vergewaltigt, nicht ein Amfortas, der in seinem Sehnen nur die Sünde und Qual des Begehrens fühlt, daher endgiltig auf alles verzichten möchte. Beide sind in einem Irrtum, der die Erlösung trotz des Karfreitags unmöglich macht. Parsifal — und Jeder ist Parsifal, wenn er, oder vielmehr soweit er den Klingsor und Amfortas in sich überwindet — dringt allmählich durch den Irrtum zur Erkenntnis hindurch: wer in der Liebe der gegenseitigen Bestimmung lebt, dem wird sie die Kraft zur Erfüllung der höchsten Aufgabe.

So sah Wagner am Schluss seines künstlerischen Schaffens, aus dem Erleben der eigenen Entwicklung heraus, den Menschen. Er brachte Licht in lange Dunkelheit: „Erlösung dem Erlöser!“

ZÜRICH

OTTO MENSENDIECK

